

Wissenschaft

Krieg im Kinderzimmer

Geschwisterzank ist normal. Wenn er aber zum Mobbing wird, ruiniert er den Betroffenen nicht nur die Kindheit.

VON JENNY NIEDERSTADT

Sie streiten ständig: über das Fernsehprogramm, gemoppte Haarspangen oder wer als Erster den Fahrstuhlknopf drücken darf. Sie schreien, knuffen, kratzen. Geben ätzende Kommentare über Frisuren oder die Figur ab, ignorieren einander vor Freunden und verdrehen am Abendbrottisch die Augen, kaum macht der andere nur den Mund auf. Im Durchschnitt alle sieben Minuten geraten drei- bis siebenjährige Geschwister aneinander, heißt es in einer Studie der Universität von Illinois, die 2009 in *New Directions for Child and Adolescent Development* erschienen ist.

„Indianer sind entweder auf dem Kriegspfad oder rauchen die Friedenspfeife. Geschwister können beides“, schrieb Kurt Tucholsky über das Verhältnis von Kindern, die eine Familie miteinander teilen. Von Geburt an sind sie Konkurrenten, rangeln um die Aufmerksamkeit, Anerkennung und Liebe ihrer Eltern. Verbünden sich aber auch, um gemeinsame Interessen durchzusetzen. Geschwister wahren Geheimnisse, teilen Abenteuer und eilen zur Hilfe, wenn jemand den Bruder oder die Schwester bedroht. Kein Wunder, dass bei dieser Gemengelage auch Streitigkeiten besonders heftig geraten. Statistisch gesehen, ist Gewalt zwischen Geschwistern die häufigste Form häuslicher Gewalt überhaupt.

Meist sind es mildere Formen: Haare ziehen, kneifen, beißen. Eskalieren die Handgreiflichkeiten zwischen Geschwistern aber regelmäßig und schwerwiegend, kann die Psyche der Betroffenen nachhaltig Schaden nehmen: Ihr Risiko, später an Depressionen oder Angststörungen zu leiden, steigt deutlich, wie aktuelle Studien aus den Vereinigten Staaten und Großbritannien belegen. Mobbing – die andauernde und bewusste Erniedrigung eines Menschen – ist demnach nicht nur ein Thema für Schulen und Vereine, sondern zu weilen auch im engsten Familienkreis.

Seit englischsprachige Medien über die Studienergebnisse berichtet haben, melden sich Betroffene. Die Kommentarspalten im Internet quellen über von Erinnerungen gequälter Geschwister. Da erzählt ein Teenager von seinem großen Bruder, der ihm seit frühester Kindheit immer wieder zuflüstert: „Ich werde dich töten.“ Der Jüngere glaubt ihm und hört seitdem nicht mehr auf, zu zittern, wenn er den Großen sieht. Da schreibt eine Frau, die sich bis heute Vorwürfe für die Drogensucht ihres Bruders macht. Sie hatte ihn über Jahre verbal massiv erniedrigt – weil sie sich körperlich unterlegen fühlte. Da ist das Mädchen, das von seiner großen Schwester die Treppe heruntergestoßen und so hart gegen eine Glasstür geworfen wird, dass sie mit Schnittwunden in die Notaufnahme muss. Über Jahre habe es sich eingemischt und sei im Haus nur noch geschlichen. „Meine Kindheit war eine Zeit voll extremer Angst“, sagt es heute als Erwachsene.

Die amerikanische und britische Öffentlichkeit führt seitdem eine breite Diskussion über das Phänomen, das Journal *The Lancet* bereitet eine Artikelserie britischer Experten vor, Eltern sind alarmiert. Denn die Debatte rührt an eine zentrale Frage, die sich Familien mit mehr als einem Kind stellt: Wie viel Zank im Kinderzimmer ist normal?



Manche lieben und hassen sich zugleich. Was tun, wenn der Hass überhandnimmt?

Foto Plainpicture

Eltern sollten sich in die Streitigkeiten von Geschwistern so wenig wie möglich einmischen, empfehlen viele Pädagogen. Allzu oft nutzen Eltern dieses Argument aber als Entschuldigung, um auch in eskalierenden Situationen nicht eingreifen zu müssen, kritisieren Experten. „Streit unter Geschwistern wird oft abgetan, er gilt sogar als positiv“, sagt Corinna Jenkins Tucker, Familienforscherin an der Universität New Hampshire und Autorin einer Studie zum Thema, die im Sommer 2013 im amerikanischen Magazin *Pediatrics* erschien. Denn für Kinder, so glauben viele Pädagogen, sind die Auseinandersetzungen ein ideales Labor, um auszutesten, wie man sich wehrt, für seine Rechte kämpft, Kompromisse aushandelt und Frieden schließt.

Tuckers Untersuchungen zeigen die Schattenseite: Schon wenige gezielte Übergriffe im Jahr können bei den betroffenen Kindern psychischen Stress auslösen, der dem von Mobbingopfern ähnelt. 32 Prozent aller von ihr befragten Kinder berichteten, dass sie in den vergangenen zwölf Monaten Opfer von Geschwisterattacken geworden waren. Eine aktuelle Studie aus Großbritannien präzisiert Tuckers Beobachtung: Die Rate für seelische Störungen wie Depressionen, Angstzustände und selbstverletzendes Verhalten ist bei jungen Erwachsenen, die als Kinder von ihren Geschwistern gemobbt wurden, doppelt so hoch wie bei anderen Gleichaltrigen. In der Langzeitstudie, veröf-

fentlich im September dieses Jahres in *Pediatrics*, befragten Forscher der Universitäten Oxford, Warwick, Bristol und London Jugendliche im Alter von 12 Jahren nach ihren Erfahrungen mit Mobbing durch Geschwister und kontaktierten die Kinder im Alter von 18 Jahren ein weiteres Mal. Bei den betroffenen Kindern hatte sich das Risiko, an einer Depression zu erkranken, von durchschnittlich 6,4 Prozent auf 12,3 Prozent erhöht, Angststörungen nahmen um sieben Prozentpunkte auf 16 Prozent zu, selbstverletzendes Verhalten von 7,6 auf 14 Prozent.

Ob allein das Mobbing für diesen Anstieg verantwortlich ist, sei noch unklar, sagt der Mitautor der Studie, Dieter Wolke von der Universität Warwick. Der Psychologe zählt zu den wenigen Experten für das Thema. Über das Ausmaß des Phänomens ist er dennoch erstaunt: „Noch schwanken die Angaben in den Studien stark, aber es könnte jedes zweite Geschwisterkind betroffen sein.“ Am gefährdetsten sind demnach Kinder aus sozial schwachen Familien mit einem älteren Bruder. Zu ähnlichen Ergebnissen war eine Studie der Universität Florenz im Jahr 2009 gekommen: Jungen neigen eher als Mädchen dazu, in die Täterrolle zu rutschen. Mädchen dagegen lasen sich mitunter sogar von jüngeren Brüdern quälen.

Anders als Mobbingopfer in der Schule können Geschwister ihrer Notlage nicht entkommen: Der Täter begleitet sie über Jahre, Tag und Nacht. Und noch ein weiteres

Ergebnis seiner Studie beunruhigt Wolke: Wer zu Hause Mobbingopfer ist, gerät auch in der Schule zwei- bis dreimal so häufig in diese Rolle wie andere. Dieses Ergebnis bestätigt frühere Forschungen: Bereits 2009 berichtete die italienische Psychologin Ersilia Menesini im *British Journal of Developmental Psychology* über diese doppelte Belastung. „Die betroffenen Kinder haben dann nirgendwo mehr Ruhe. Die Folgen für ihr Selbstbewusstsein und ihre Fähigkeit, anderen Menschen zu vertrauen, sind verheerend“, sagt Dieter Wolke.

Seiner Erfahrung nach kommt es überall dort zu Mobbing, wo wir uns die Menschen, die uns umgeben, nicht aussuchen können: am Arbeitsplatz, in der Schule und eben in der Familie. Eltern hören das nicht gerne, denn sie haben sich ja bewusst füreinander entschieden und wünschen sich diese Harmonie auch für ihre Kinder. „Der Blick von Eltern ist da oft von Wünschen getrieben“, sagt Wolke, selbst Vater zweier Kinder. Blut ist dicker als Wasser, wird streitenden Kindern dann gerne zugerufen, oder: Da müsst ihr euch eben zusammenraufen!

Gewalt zwischen Geschwistern ist ein Tabuthema: Die Eltern schämen sich, weil ihre Kinder nicht ihrem Ideal einer friedlichen Familie entsprechen, und auch die Betroffenen selbst fühlen sich als Verräter an der Idylle. Berichten sie über ihre Erfahrungen, hören sie in aller Regel erschreckte Ausrufe wie „Aber das ist doch dein Bruder!“ und „Red doch mal mit ihm!“ oder

schlimmstenfalls „Dann wehr dich halt!“. Im deutschsprachigen Raum gibt es immerhin eine Initiative, die speziell betroffenen Geschwistern hilft, das National Coalition Building Institute in der Schweiz. Begonnen habe sie mit Kursen zum Thema häusliche Gewalt, sagt Anina Mahler, die das Projekt der Wohlfahrtsorganisation betreut. Sie hatte dabei allein die Übergriffe von Eltern im Sinn. Doch die Kinder berichteten so regelmäßig von Gewalt durch Geschwister, dass sie vor knapp zwei Jahren das Projekt „Bis jemand weint“ gestartet hat. „Elterliche Gewalt gegen Kinder ist klar sanktioniert“, sagt Mahler, „bei Gewalt zwischen Geschwistern aber sind die Grenzen oft nicht klar, selbst den Betroffenen mitunter nicht.“

Einen Fall hat die Psychologin besonders lebhaft vor Augen: Ein Grundschüler erzählte ihr, dass er sich jeden Samstag darum streite, wer am Computer spielen dürfe. Der Konflikt eskalierte jedes Mal so stark, dass der fünf Jahre ältere Bruder ihm schließlich mit der Tastatur auf den Kopf schlage, so stark, dass er für den Rest des Tages Kopfschmerzen bekomme. Seine Eltern wissen davon nichts, sie schlafen zu der Zeit noch. Doch auch der Junge selbst kommt nicht auf die Idee, es ihnen zu erzählen: Die Gewalt am Samstagmorgen ist für ihn zu alltäglich – und er nimmt sie in Kauf, um zumindest ab und zu am Computer spielen zu dürfen.

Es mag ja eine Hassliebe sein, die zwischen ihren Kindern herrscht, hoffen viele Eltern, soll-

ten aber wissen, dass mitunter auch der Hass die Oberhand gewinnt – und ihm Grenzen setzen.

Doch wo liegen die genau? Dieter Wolke schlägt eine Reihe innerfamiliärer Regeln vor: Streitigkeiten dürfen nicht giftig werden, Gewalt ist Tabu, persönlicher Besitz wird nicht einfach weggenommen, wer das Zimmer des Geschwisterkindes betritt, klopft an. Als normal gelten Streitigkeiten bei klar benennbarem Konflikt, etwa um das Fernsehprogramm. Aufhorchen sollten Eltern, wenn solche Meinungsverschiedenheiten nur als Vorwand dienen, um den anderen emotional oder körperlich zu verletzen.

Entscheidend sei auch die Vorbildfunktion der Eltern. Kinder hätten ein feines Gespür für Fairness, so Wolke. Eltern sollten ihren Kindern vorleben, wie man Streitigkeiten so führt, dass sie nicht verletzend werden. Wer selbst ausfallend oder gar gewalttätig reagiert, kann solches Verhalten bei den eigenen Kindern kaum glaubwürdig sanktionieren.

Schimpftiraden, Schreiatracken und Raufereien mit halbwegs fairen Kräfteverhältnissen will kein Experte verbieten – im Gegenteil. Tatsächlich können Kinder in Spielkämpfen die erträglichen Grenzen austesten. Aber kabbeln sie sich zum Beispiel aus Spaß mit ihrem Vater und schlagen dabei im Eifer des Gefechts auch nur aus Versehen zu heftig zu, sollte der Kampf sofort beendet werden. Weil aus dem Spiel Ernst geworden ist.

Physik am Scheideweg

VON ULF VON RAUCHHAUPT

Wann darf eine Aussage wissenschaftlich gelten? In diesem Jahr hat der Kosmologe Sean Carroll vorgeschlagen, hier die Standards zu ändern. Hintergrund sind bestimmte Fragen über die Fundamente der materiellen Welt, etwa: „Wie passen Gravitation und Quantenphysik zueinander?“ Oder: „Wie kam es zum Urknall?“ Darauf hätte man Antworten; die Stringtheorie etwa oder die Vorstellung, unser Universum sei nur eines von vielen. Doch besteht die ernsthafte Möglichkeit, dass diese sich niemals empirisch werden überprüfen lassen. Carroll und andere schlagen daher vor, eine Theorie bereits dann als wissenschaftlich gelten zu lassen, wenn sie klar und elegant ist und zu den bisherigen Daten passt.

Dagegen haben nun zwei prominente Theoretiker, George Ellis aus Kapstadt und Joseph Silk aus Oxford, in *Nature* scharf protestiert. Sie bestehen auf Karl Poppers Kriterium der Falsifizierbarkeit, nach dem eine Theorie nur dann wissenschaftlich ist, wenn sie überprüfbar ist. Andersfalls, so Ellis und Silk, würde jeder hinreichend elegant formulierte Esoterik-Unsinn sich das Mäntelchen der Wissenschaftlichkeit überstreifen und seine Erwähnung in den naturwissenschaftlichen Lehrplänen einfordern dürfen.

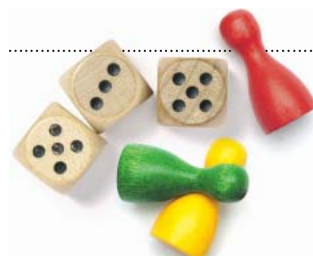
Dem ist nur beizupflichten. Allerdings hat Poppers Kriterium das Problem, dass auch gute Wissenschaft historisch nicht immer so funktioniert hat. Theorien, die lange sehr gut zu den Beobachtungen passten, wie das geozentrische Weltmodell, waren nicht von Anfang an falsifizierbar, sondern wurden dies erst, als genauere Beobachtungen möglich wurden. Das könnte bei der Stringtheorie ja ähnlich sein, weswegen es zulässig sein sollte, sie wissenschaftlich zu nennen. Was sich angesichts ihrer möglicherweise grundsätzlichen Unüberprüfbarkeit ändern sollte, sind nicht die Standards der Wissenschaftlichkeit, sondern die Vorstellung, dass Naturforschung alle Fragen, die sie aufwirft, notwendig selbst beantworten kann. Und das darf durchaus in die Lehrpläne.

LETZTE MELDUNG

Das fehlte noch

Selbstbefruchtung, im Fachjargon Autogamie genannt, ist eine Form der geschlechtlichen Fortpflanzung, bei der nur ein Elternteil zur Fortpflanzung beiträgt. Im Pflanzenreich ist sie unter den selbstbestäubenden Arten weit verbreitet, im Tierreich eher selten zu finden. Bei Bandwürmern tritt sie auf, oder bei Tellerschnecken.

Dass Autogamie auf künstlichem Wege theoretisch auch bei Mäusen herbeigeführt werden kann, hatten Forscher schon vor Jahren demonstriert, indem sie embryonale Stammzellen und umgewandelte Hautzellen in sogenannte primordiale Keimzellen verwandelten (*Sonntagszeitung* v. 10. 6. 2007). Dass dies prinzipiell sogar beim Menschen möglich ist, haben jetzt Wissenschaftler der University of Cambridge und des Weizmann-Instituts in *Cell* beschrieben. Gelänge es, diese primordialen Zellen zu befruchtungsreifen Ei- und Spermazellen heranreifen zu lassen, könnte ein Mensch mit sich selbst Nachwuchs bekommen in der Petrischale zeugen, die zwar keine identischen Klone, aber eng miteinander verwandt sind. Männer würden eine Leihmutter benötigen. Frauen wiederum könnten auf diesem Wege nur weiblichen Nachwuchs bekommen, weil sie kein männliches Y-Chromosom besitzen.



FAITES VOS JEUX!

So wie im großen Silvesterrätsel sind Sie in Berlin noch nie U-Bahn gefahren, *Seiten 56-57*

AMUSE-GUEULE

Die Augen essen mit, aber nicht nur die: Psychologie des Tafelns, *Seite 58*

